

KULTURARBEIT NOCH GEHEIMER HEIMPLAN

Kritische Bemerkungen zum kulturellen Leben im Studentenheim Nürnberger Straße

Wir wollen natürlich nicht sagen, daß ein Besuch von „UZ“-Mitarbeitern der Anlaß war, daß im Heim von Kulturarbeit überhaupt erst gesprochen wurde. Fest steht jedoch als recht trister Sachverhalt, daß es bis jetzt dort noch keine Kulturarbeit gab und daß von dem Plan zu einer solchen auch noch kein Heimbewohner etwas weiß; außer dem Heimleiter. Von diesem erfuhren ihn die „UZ“-Reporter am 28. November, Berichten wir der Reihe nach.

Ein Student, der kürzlich aus dem Studentenheim Nürnberger Straße ausging, sagte uns, das Haus sei eine Schlafmaschine!

„Wieso, wird dort nur geschlafen?“
„Nein und ja. Es wird gearbeitet, viel gearbeitet. Man sitzt über Büchern, auch mal bis in die Nacht hinein. Man geht ins Kino, auch ins Theater und ins Konzert. Man spielt mal einen Skat, man trinkt mal ein Bierchen im „Hochstein“. So etwas wie Heimleben gibt es nicht. Kulturell ist nichts los. — Das meine ich, wenn ich sage: Schlafmaschine.“

Solcherart angeregt, wollte die UZ den Mechanismus der genannten „Schlafmaschine“ einmal aus der Nähe funktionieren sehen. Auf Geratewohl gingen wir deshalb eines Tages abends 3.30 Uhr in die Nürnberger Straße. Da wir nicht zuletzt auch den Heimleiter begrüßen wollten, fiel uns die Mitteilung besonders auf, daß dieser nur bis 4.30 Uhr da sei. So unterhielten wir uns unter anderem mit Friedhelm Hannemann, Student der Arbeiter- und Bauern-Fakultät, drittes Studienjahr. Vor einigen Wochen ist er in den neuen Heimausschuß gewählt worden, dem elf Kommilitonen angehören.

Interesse ist schon da

Gleich zu Beginn sagte er: „Kulturelles Leben? — gibt es nicht im Heim. Kulturelle Veranstaltungen finden nicht statt.“ (Auch der Heimausschuß hat „Kultur“ nicht in seinem Funktionsbereich.)

„Ist kein Interesse für Kulturleben vorhanden?“

„Interesse ist schon da: Wenn abends in einem Klubraum meinetwegen ein Vortrag über Welttraumfahrt wäre oder ein interessanter Film gezeigt würde, dann kämen die Studenten, doch niemand organisiert so etwas. — Ich selbst kann mich hier nicht so kümmern, ich bin im ABF-Ensemble und habe noch andere gesellschaftliche Arbeit an der ABF. Aber es gibt Studenten, die weniger gesellschaftliche Arbeit haben.“

In einem Wohnzimmer sprachen wir mit Sandru Schneider und Norbert Schier, zwei Studenten der ABF. Sie sagten, zu einem Film oder Vortrag im Klubraum würden sie gehen. Sie hätten sich schon oft gefragt, warum es nicht möglich sei, daß ab und zu „etwas los ist“. Große, schöne Räume seien doch da!

Also doch Schlafmaschine?

Was die „schönen Räume“ angeht — wir wollten sie uns natürlich nicht entgehen lassen — so mußten wir überrascht gestehen: große Klasse! Modern und geschmackvoll sind sie, (das erste ist ja sonst nicht immer mit dem zweiten identisch) und einladend gemütlich. Offenbar wohnen aber im Studentenheim sehr verwöhnte Naturen, denn im zweiten Stock teilten ganze drei Studenten die Annehmlichkeit dieses Klubraumes unter sich auf, während etwa zwanzigmal soviel daran teilhaben könnten. Solch einen Prachtssaal gibt es in jedem Stockwerk. Der im Erdgeschoß war leider verschlossen. Er wird für musikalische Veranstaltungen reserviert, gewissermaßen „geschont“. Hoffentlich rotten bis dahin die Türschlösser nicht ein. Zur einstweiligen musischen Befügung stand der Flügel noch im Vestibül, — allerdings soll er „noch nicht gestimmt“ sein.

Wir erfuhren, daß viele Kulturgruppen, die an ihren jeweiligen Fakultäten aktiv sind, zum Teil ihre Einstudierung und Vorbereitung in den Räumen des Heimes vornehmen. Um so unverständlicher ist es, daß bei dieser Tätigkeit noch keiner der Beteiligten mit der Nase darauf gestoßen ist, im eigenen Hause sich gegenseitig zu erfreuen. Ganz im Gegenteil erwünscht man bei den Proben keinen unbefugten Zutritt.

Also Schlafmaschine?! — es lag etwas Wahres in dieser Redewendung. An jenem Abend gingen wir recht traurig fürhaß.

500 Studenten leben im Heim. Es gibt fünf sehr geschmackvoll eingerichtete

richtete Kulturräume. Doch es sind nur „Räume“. Die „Kultur“ ist daran nur ein Sprachschmökkel. Die Heimleitung tut nichts, um den Heimbewohnern hin und wieder eine Kulturveranstaltung zu bieten. Aber die Studenten andererseits machen der Heimleitung auch nicht vor, wie man so etwas organisieren kann.

Kulturplan im Schreibtisch

Wir wollten in puncto Ratschläge auch nicht enttäuschen. Aber als wir eines schönen Mittags dem Heimleiter, dem Kollegen Obst gegenüber, entwarf dieser selbst einen vielgestaltigen, ansprechenden Kultur-Arbeitsplan, der ordentlich durchdacht war; aber neben diesen Vorzügen hatte er den Mangel, daß außer ihm weiter kein Mensch im Heim davon weiß, nicht einmal der Heimausschuß. (Dieser muß überhaupt ein labiles Gremium sein, da er nach der Auskunft eines Mitgliedes fünf Personen umfaßt, nach der des Heimleiters aber ausdrücklich elf.)

Aus dem Kultur-Arbeitsplan des Heimleiters sei folgendes genannt: 1. Filmabende; 2. musikalische Veranstaltungen (sowohl durch Universitäts-Ensembles als auch durch das Heim gestaltet); 3. Lichtbildervorträge; 4. Aussprachen mit Aktivisten und Bestarbeitern aus Leipziger Betrieben; 5. Buchbesprechungen; 6. belehrende und unterhaltende Vorträge; sehr erwünscht wäre es, wenn dazu Professoren unserer Universität gewonnen werden könnten.

In der Tat kann man einem solchen Programm nur herzlich Glück wünschen. Eine Kulturkommission soll auch gebildet werden.

Wir möchten die Zahl der Möglichkeiten noch ergänzen: Einige Bewohner des Heimes waren als Touristen in der Sowjetunion oder in den Volksdemokratien. Sie berichten über ihre Reisen. (Hans Walde, Student an der Fakultät für Journalistik, kann z. B. seine Bulgarien-Lichtbilder zeigen.) Die ausländischen Freunde erzählen von ihren Heimatländern. Der „Rat der Spötter“, das Kabarett der Karl-Marx-Universität, tritt auf. Studenten der Musikhochschule geben im Musikzimmer (wenn der Flügel gestimmt ist) ein Kammerkonzert. Im Heim wohnen Journalistik-Studenten. Sie laden ein zu einer Veranstaltung mit dem Titel „Junge Journalisten lesen vor“, in der sie ihre Arbeiten zur Diskussion stellen. Ein Fotowettbewerb, ein Tischtennis- und ein Schachturnier werden ausgeschrieben. Und wie wäre es mit einem Tanzabend? Die Sitten werden nicht so streng sein, daß man nicht auch einmal Mädchen ins Heim einladen kann.

Wir sind uns sicher, daß die Heimbewohner bei solchen Gelegenheiten nicht teilnahmslos in ihren Zimmern hocken würden.

Kollege Obst bestätigte die Berechtigung dieser Erwartung auch selbst, indem er von „Veranstaltungen der Nationen“ berichtete, die zu den Nationalfeiertagen der befreundeten Völker stattfanden. Diese waren große Erfolge. Einmal ist auch der Fernsehfunk dabei gewesen.

Mit Bestürzung erfuhren wir, daß die Rundfunkanlage defekt ist. Natürlich kann nicht jeder im gegebenen Augenblick dieselbe Musik hören wie der andere. Und wenn daneben die Abschaltung nicht vollautomatisch funktioniert, so müssen sozialistische Studenten jedoch andere Wege gehen als sich rabiaten Vorgehen gegen das Volkseigentum schuldig zu machen: Die gewaltsame Zerstörung des Leitungssatzes ist aber ein böses Vergehen! Ob man Gruppen von Parteimitgliedern, auch eventuell der FDJ bilden soll, mag dahingestellt sein; aber ist es richtig, daß die Partei als kollektiver Faktor im Heim gar nicht in Erscheinung tritt? Daß überhaupt ein „Hausgemeinschaft“ dort noch nicht einmal so viel die Rede ist wie in einem x-beliebigen Mietshaus in der Stadt?

Leiten — nicht verwalten

Uns lag schließlich die Sache mit den „zwei Heimleitern“ am Herzen. Kollege Obst versicherte, daß davon keine Rede sein könne. Er sei der pädagogische Heimleiter. Daneben gäbe es zwei Hausmeister mit gemeinsamen Tätigkeitsmerkmalen. Allerdings fehle ein Heimverwalter, dessen Tätigkeit von ihm mit verrichtet werden müsse, und daß sei recht belastend.

Wir gehen hier zum ersten darauf ein, weil dem Kollegen Obst darin völlig recht gegeben werden muß. Zum zweiten gehen wir auf diese Frage ein, weil wir es für sehr unglücklich halten, daß zwischen Heimbewohnern und der Leitung solche Meinungsdivergenzen darüber bestehen: wer das Heim eigentlich leitet und wie. Wir meinen, daß diese bedauerliche Unklarheit beseitigt werden kann und muß.

Als wir nach einem langen Gespräch aufbrachen, lärmte vor den Heimfenstern der Motorplugh durch Geröll und Steine. Also wird es endlich sauber und schön vorm Haus. Aber ehe die Grünflächen im vollen Schmuck stehen, werden noch einige Hundert fleißige Studentenhände die Steinbrocken aller Art zusammenlesen. Sie tun es für ihr Wohnhaus.

Wir versprachen Kollegen Obst, einmal wieder vorbeizukommen, um unseren Lesern zu berichten, daß wir über die Kulturarbeit im Heim nicht nur in der Zukunftsform miteinander sprachen. Inzwischen wünschen wir gute Erfolge. Und daß die „Schlafmaschine“ bis dahin zum anachronistischen Witz geworden ist.

Willmann/Standfuß

Zahlen — Rivalen

	Spiele	Tore	Pkt.
1. Historiker	2	5: 2	4:0
2. Inst. für Körpererziehung	1	11: 2	2:0
3. Inst. f. Ausländerstudium	2	3: 3	2:2
4. Fakultät f. Journalistik	2	3: 3	2:2
5. Physikalisches Institut	2	4:12	2:2
6. Juristenfakultät	2	2: 4	0:4
7. VEB Saxonia	1	1: 3	0:2



Zweite Halbzeit: Die Journalisten-Verteidigung stand wie ein Mann. An unserem Sport-Redakteur Ulli Pfeiffer scheiterte so manche Kombination der Historiker. Foto: Danner

Historiker festigten ihre Spitzenposition

Der mit Spannung erwartete zweite Spieltag im UZ-Pokal brachte einige aufschlußreiche Resultate. Das Spiel der Mannschaft des Instituts für Körpererziehung gegen die Elf des Physikalischen Instituts wurde für die nächste Spielausschüttung auf die Tagesordnung gesetzt. Es ist zu klären: Gehört die Mannschaft der Sportlehrer, die sich von Berufs wegen tagtäglich sportlich betätigen (auch wenn es nicht Fußball ist), in ein solches Turnier mit ausgesprochenem Massensportcharakter? Wir bezweifeln das. Das Ergebnis des ersten Spieles dieser Mannschaft unterstreicht unsere Auffassung nur.

Entscheidung durch Hand-Elfmeter Ausländerinstitut—Juristen 2:1

Im Kampf um den UZ-Pokal mußten sich die Juristen wieder beide Punkte abnehmen lassen, trotz der umgebauten Mannschaft. Unaufhaltsam bestürmten die „Ausländer“ in der ersten Halbzeit das „juristische Heiligum“, doch erst in der 35. Spielminute gelang dem Halbrechten Kaiser nach einer musterhaften Ecke ein herrliches Kopfballtor.

Auch nach Wiederbeginn war die Instituts-Mannschaft feldüberlegen, doch wurden einige „Sichere“ nicht verwandelt. In dieser Zeit konnten kurz nach der Pause die Juristen ausgleichen. Aber dieser Freude folgte bald wieder die Ernüchterung: Handelfmeter, Mannschaftskapitän Paris nahm langen Anlauf und verwandelte sicher. Bei diesem 2:1 blieb es bis zum Schlußpfiff, und die Assistenten des Ausländer-Instituts hatten damit die ersten beiden Punkte im Kampf um den UZ-Pokal gewonnen. Günther

Besseres Spiel und „Wind“ als Freund Historiker—Journalisten 2:1

Der Wind stand günstiger für die Historiker, so daß es nach den ersten 40 Minuten 2:0 hieß. Da halfen auch alle taktischen Anweisungen des Journalisten-Trainers Rainer Baumann nichts. In der 15. und

20. Spielminute — nach Freistoß — schlug es in Seiders Gehäuse ein.

Erst in der zweiten Spielhälfte kamen die Männer der Feder etwas besser ins Spiel und erzwangen zeitweise Feldüberlegenheit. Die 71. Spielminute brachte dann schließlich das so sehr begehrgewünschte Tor durch den schnellen Linksaßen Brand. Bei diesem Ergebnis blieb es dann noch bis zum Schlußpfiff des sehr unsicheren und wenig regelkundigen Schiedsrichters. Wolftram

Schlitzfest an der Wettinbrücke Institut für Körpererziehung gegen Physiker-Institut 11:2

Als beide Mannschaften die Seiten wechselten, sah es noch gar nicht nach einem derart sicheren Sieg unserer Sportlehrer aus. Nur knapp mit 2:1 lagen sie vorn, und die Physiker hatten durchaus mitgespielt. Doch dann ging es Schlag auf Schlag. Nach abermals 40 Minuten hatten insgesamt elf Schüsse ihr Ziel gefunden.

Dem konnten die Physiker nur zwei Treffer durch Oschim und Bernotat entgegenzusetzen. Trotzdem brauchen sie nicht den Kopf hängen zu lassen. Mit 2:2 Punkten liegen sie noch gut im Rennen. Und außerdem: Gegen die Elf der Sportlehrer werden auch andere Mannschaften Federn lassen müssen. F. H. Hüpeden

Zwischen Theater und Kabarett /

Die Studentenbühne spielte „Friede“ nach Aristophanes und Feuchtwanger

Aristophanes, der berühmte Komödiendichter der Antike, schrieb „Friede“ im Jahre 421 v. d. Z. Zu dieser Zeit tobte schon zehn Jahre lang der Peloponnesische Krieg. Athen (Attischer Bund) und Sparta (Peloponnesischer Bund) kämpften um die Vorherrschaft in Griechenland und in den Handelsgebieten. Athen hatte den Höhepunkt seiner Macht überschritten, die Spartaner verwüsteten die attische Ebene. Die Bauern büchelten in die Stadt, Athen war überbevölkert, Hunger, Elend, Wohnungsnot, die Pest dezimierte die Bevölkerung.

„Friede“ ist — wie schon der Titel andeutet — getragen von Aristophanes' Friedenssehnsucht, vom Wunsch nach endlichem Kriegesende. Im Mittelpunkt des Stückes steht der attische Bauer Dikaiopolis, der unabhängig zum Frieden aufruft, für den Frieden eintritt.

Lion Feuchtwanger bearbeitete den „Friede“ und „Die Acharner“ — Aristophanes' erste Komödie, deren Thema ebenfalls die Friedenssehnsucht ist — im Sommer 1917, im dritten Jahre des Weltkrieges. Die Zeitgebundenheit ist wie bei Aristophanes offensichtlich.

„Friede“ ist ohne Frage höchst aktuell. Schwierig aber ist die Inszenierung. Werkgetreu kann man Aristophanes kaum noch spielen, denn viele unmittelbar zeitgebundene Anspielungen, die in Athen vor nahezu 2500 Jahren zündeten, versteht heute kein Mensch mehr, und die zahlreichen Chöre der antiken Stücke widersprechen dem Geschmack des heutigen Publikums. Auch Feuchtwangers Bearbeitung ist vorzugsweise aus der Situation des ersten Weltkrieges heraus

geschrieben. Die Studentenbühne bietet nun eine eigene Bearbeitung des Stückes von Feuchtwanger, der wiederum Aristophanes als Vorlage nahm. Wir sehen „Friede“ sozusagen aus dritter Hand.

Die Studentenbühne hat sich bemüht, den Grundgehalt (die Fabel) und das Gewand (die Gliederung) des antiken Stückes beizubehalten. Hinzugekommen sind eine ganze Anzahl sehr aktuelle Episoden, Couplets, fast kabarettistische Einlagen.

Man scheidet sich zum Beispiel nicht, zwei gummi kauende Amis, antik gekleidet, auf die Bühne zu bringen, die sich brutal an den Bauern Dikaiopolis heranschieben und ihm die Brieftasche rauben. Besonders stark tritt das Kabarettistische in den Parabassen hervor (Parabasse [griechisch] heißt „Abschweifung“, ist nach Meyers Lexikon „ein außer Zusammenhang mit der Handlung stehender Gesang“). Die Gruppe nimmt darin gewisse ständeleinestückende und ansonsten westwärts schielende Studenten auf Korra, glorifiziert amerikanische Sputnikwörterchen, berührt die aktuellsten Zeiterscheinungen. Die Parabassen können beliebig ausgewechselt werden, jede Vorstellung ist auf diese Weise neu.

Die Studentenbühne spielt also ein Mittelding zwischen Theater und Kabarett. Dazwischen liegt zugleich die Stärke und die Schwäche der Inszenierung. Einerseits folgt man der kabarettistischen Buntheit mit außerordentlichem Vergnügen, andererseits wird dadurch die Fabel des Stückes verdeckt. Die Aufgabe, wie sie im Programmheft formuliert ist, es „soll eine verdichtete Fabel Fronten zeigen, die es heute noch gibt“, scheint mir nicht in ge-

nügendem Maße erfüllt zu sein. Die beiden Fronten, die es im Krieg und im Frieden gibt, sind nicht deutlich genug herausgearbeitet.

Das letztere soll nur bedingt abwerten. Den Mut der Studentenbühne, aktuelle Dinge anzupacken — warum sollte man antike Anspielungen auch nicht durch moderne ersetzen? — muß man unbedingt hervorheben. An den elf Fassungen des Stückes (das mag die Schwierigkeit des Unternehmens andeuten), an der Inszenierung, an Kostümen und Requisiten hat die Gruppe gemeinsam gearbeitet.

Das Publikum — in der ersten Leipziger Vorstellung am 11. Oktober war der Saal des Walter-Albrecht-Hauses gefüllt bis auf den letzten Platz, die zweite Vorstellung am 21. November besuchten leider nur 80 Zuschauer — ist begeistert von dem unkonventionellen, kurzweiligen Spiel; zwischen Bühne und Zuschauerraum besteht enger und lebendiger Kontakt, die Pointen sitzen. Die etwa 23 Mitwirkenden aus allen Fakultäten verdienen ein Gesamtlob. Einige schauspielerische Leistungen ragen hervor. Adolf Dresen als Bauer Dikaiopolis spielt unkompliziert, setzt die schauspielerischen Mittel sparsam ein. Bertel Armbruster, ein thebanischer Händler, hat viel komödiantisches Talent. Alex Weigel und Manfred Hempel, zwei unbeherrschbare attische Krieger, sind sehr ausdrucksstark; Alex Weigel muß sich jedoch vor Ueberzeichnung hüten. Ausgezeichnete Masken und Dekorationen, die Studenten der Hochschule für Grafik und Buchkunst angefertigt, unterstützen wirksam das Spiel der Gruppe.

Die Studentenbühne stellt sich das Ziel (nachzulesen im gut gestalteten Programmheft): „Wir wollen in unserem Stück nicht den lebhaften Zeigefinger erheben, sondern die Zuschauer zum Lachen bringen. Aber das Lachen soll kein Lachen sein, das ... die großen Fragen der Zeit vergessen macht.“ Dieses Ziel ist erreicht worden.

Die Mitglieder der Studentenbühne bekommen: „Die Studenten unserer Gruppe fühlen sich zu denen gehörig, die den Frieden wollen und für ihn kämpfen, die nicht dulden, daß Deutschland remilitarisiert und mit Waffen ausgerüstet wird, gegen welche die der Antike noch nicht einmal Stocknadeln sind.“

Es bleibt zu wünschen, den „Friede“ ein drittes Mal vor der Leipziger Öffentlichkeit aufzuführen. W. S.

Filme in Originalfassung

Seit einiger Zeit hat das Lichtspieltheater „Filmed“ jeden Dienstag und Freitag, 18 Uhr, ausländische Filme in Originalfassung auf dem Programm. Damit soll vor allem den Studenten unserer Universität beim Erlernen von Fremdsprachen geholfen werden.

Für die nächste Zeit sind angekündigt: Freitag, den 13. Dezember: „Das Totoschiff“ (Italien); Dienstag, den 17. Dezember: „Othello“ (Sowjetunion); Freitag, den 20. Dezember: „Die widerspenstige Katharina“ (Frankreich); Freitag, den 27. Dezember: „Gehelms zweier Ozeane“ (Sowjetunion).